

WIRTSCHAFT

Seniorin Schwarz
mit Virtual-Reality-Brille



Noch einmal Portugal sehen

Soziales Roboter und künstliche Intelligenz gelten als das heiße Ding in der Pflege, um die Folgen des Fachkräftemangels zu lindern. Ein Seniorenheim in der Nähe von München hat ausprobiert, was passiert, wenn Menschen auf Maschinen treffen.

Man hört den Putzroboter von Weitem. Noch bevor er um die Ecke biegt und vorbei an jenem Raum rollt, in dem die Inkontinenzvorlagen gestapelt werden, macht er sich surrend bemerkbar. »Mein bester Kollege«, sagt eine Angestellte im Arbeitskittel und grinst.

Der Roboter reicht ihr kaum bis zur Hüfte, seine Form erinnert entfernt an R2-D2, die Blechkone aus »Star Wars«. Nur dass der Kollege im Pflegeheim nicht fiept und schraubt, sondern die Böden wischt. Schon deshalb hat er beim Personal viele Freunde.

Dass die Belegschaft im Pflegeheim Haus Curanum und der Putzroboter heute eine friedliche Koexistenz führen, ist einigermaßen erstaunlich. Als die Maschine vor zwei Jahren zum ersten Mal durch die Flure feudelte, gab es Protest.

Die Pflegekräfte im bayerischen Karlsfeld fürchteten, sein Brummen könne in der Nacht die Senioren wecken. Die Reinigungskräfte fürchteten, er könne sie überflüssig machen. Und wer ganz generell mit allem Neuen in der Arbeitswelt hadert, der fürchtete, der Putzroboter sei erst der Anfang von allem. Denn genauso war es.

Auf den Putzroboter folgte eine Software, die mit künstlicher Intelligenz Dienstpläne bastelt. Es folgten Sturzsensoren, die überwachen, ob ein Bewohner aus dem Bett gefallen ist. Es folgten intelligente Toiletensitze, die den Puls messen, und Betten, die Menschen automatisch umlagern können. Das Heim nahe München ist Teil eines großen Experiments.

Im Haus Curanum haben die Beschäftigten ausprobiert, wie es gelingen kann, KI und neue digitale Technologien in der Pflege einzusetzen. Vor allem: wo die Grenzen sind, wenn es um Menschen geht. Um solche, die gepflegt werden. Und um solche, die pflegen wollen.

Über den Personalmangel in der Branche ist viel geschrieben worden. Es gibt zwei Kurven, die die Lage beschreiben. Die eine ragt in den nächsten Jahren steil nach oben, sie zeigt die Zahl der Pflegebedürftigen im Land, die nach Prognosen des Statistischen Bundesamts von zuletzt knapp 5,7 Millionen auf mehr als 6 Millionen bis zum Jahr 2030 steigen könnte. Die andere zeigt, wie die demografische Entwicklung die Anzahl der Beschäftigten in ambulanten Diensten und Seniorenheimen sinken lässt. Dass bis 2030 etwa 180.000 Vollzeitkräfte fehlen, wie der Barmer-Pflegereport schon 2021 prophezeite, ist eine der optimistischeren Prognosen.

Zwar hat sich in der Branche einiges getan. Pflegeexperten gehören zu den Gewinnern auf dem Arbeitsmarkt, ihre Bruttolöhne sind in gut zehn Jahren um rund ein Drittel gestiegen. Arbeitgeber buhlen mit Fitnessgutscheinen und Dienstwagen um Personal. Vor allem: Neue Vorgaben sehen

vor, dass Heime ihre Teams anders mischen und mehr Hilfskräfte einstellen, die Senioren waschen, ihnen vorlesen oder beim Frühstück Brötchen schmieren können. So sollen examinierte Fachkräfte entlastet werden. Doch weil allein das nicht reichen wird, gelten Digitalisierung und KI als das ganz heiße Ding in der Pflege. Kein Branchentreffen, keine Pflegemesse in Deutschland kommt ohne sie aus.

Das Problem ist, dass die Deutschen hinterherhinken, wie so oft. Hierzulande provozieren Putzroboter Existenzängste. Andere Nationen setzen auf disruptive Technologien. Japan kämpft wie kein anderes Land der Welt mit den Folgen einer überalterten Bevölkerung und erprobt menschenähnliche Maschinen, die Senioren das Essen bringen oder die Socken anziehen können. China investiert Milliarden in Pflegerobotik. Weltweit führen Expertinnen Debatten, ob es ethisch vertretbar oder ökonomisch unausweichlich ist, Hilfebedürftige von Humanoiden betreuen zu lassen.

Ist das auch in einem deutschen Pflegeheim denkbar, schon angesichts des Notstands beim Personal?

In Karlsfeld sagt Heimleiter Holger Jantsch es so: »Es wird einen Aufschrei geben, aber wir müssen uns mit solchen Fragen und neuen Technologien in der Pflege auseinandersetzen.«

Jantsch, 55 Jahre alt, ist ein Machertyp. Einer, der die Brille mal auf der Nase, mal auf dem kurz geschorenen Schädel trägt, Business-Hemd zur Jeans kombiniert und auf dem Schreibtisch Dosensuppe hortet, falls zum Essen mal wieder wenig Zeit bleibt. Seit 35 Jahren arbeitet er in der Altenpflege,

Heimleiter Jantsch in Karlsfeld:

»Es wird einen Aufschrei geben«



seinen Beruf habe er »von der Pike auf gelernt«, wie er sagt. Seit 14 Jahren führt er das Haus in Karlsfeld.

An einem Mittwoch im Dezember spricht er in seinem Büro darüber, wie das Heim mit rund 150 Betten zum Zukunftslabor wurde, wie es in beinahe jedem Monat eine neue Innovation testete, zwei Jahre lang. Begleitet von Forschern des Fraunhofer Instituts für Integrierte Schaltungen IIS, gefördert von der bayerischen Landesregierung, beäugt von Besuchern aus Holland bis Taiwan. Das Haus gehört zum französischen Clariane-Konzern, in Deutschland unter der Marke Korian zweitgrößter Pflegeanbieter mit 219 Einrichtungen, 22.000 Beschäftigten und mehr als 1,3 Milliarden Euro Jahresumsatz. Deutschland-CEO Christian Gharieb spricht von einem »Testfeld unter Realbedingungen« – für die ganze Branche.

Als das Projekt startete, war der SPIEGEL schon einmal vor Ort. Ende März ging es offiziell zu Ende, die Forscher schreiben an ihren Abschlussberichten. Jetzt ist es Zeit für eine Bilanz. Nicht alles hat sich bewährt. Aber das meiste möchte das Haus in Karlsfeld nicht mehr missen.

In der Cafeteria, ein paar Schritte entfernt vom Büro des Chefs, stößt man an diesem Morgen auf drei Seniorinnen, die Virtual-Reality-Brillen auf der Nase tragen. Auf dem Tisch vor ihnen erkaltet der Tee.

Frau Schwarz ist 83 Jahre alt, sie starrt angestrengt in das Gerät. In diesem Moment wähnt sie sich auf dem Münchner Viktualienmarkt, direkt vor einem Bratwurststand. In 3D erscheinen Rostbratwürstchen vor ihren Augen. »Das ist, wie wenn man da wäre«, sagt Frau Schwarz. »Und man braucht nicht hinzufahren.«

Auch Frau Schneid, 85, blickt konzentriert in ihre Brille. Nur Frau Medoch, 90, nimmt das Gerät wieder vom Kopf. Sie fühlt sich nicht gut.

»Ich war dort früher oft mit meinem Mann«, sagt Frau Schwarz, als sie die Brille abgenommen hat. Sie beginnt zu erzählen. Dass ihr Mann schon gestorben sei. Dass ihr die Familie fehle. Und dass sie gern mit der Brille nach Portugal reisen möchte, beim nächsten Mal. Frau Schneid würde lieber Ski fahren, so wie früher, in Saas-Fee. Betreuerin Liliana Dimofte hält ihre Hand.

Auf dem Tisch liegt ein dicker Ordner. Man findet darin alle virtuellen Ausflüge, von A wie Augsburg bis Z wie Zürichsee, die hier im Aufenthaltsraum beginnen, mindestens zweimal in der Woche. Es sieht nicht so aus, als würden sie menschliche Zuwendung ersetzen. Eher ist es anders: Sie bringen eine neue Dimension in den Alltag.

Es war ein weiter Weg hierher. Anfangs scheiterte der Ausflug in die Pflegezukunft schon am Glasfaseranschluss, weil das Kabel vor der Eingangstür endete. Als es an-



Technikbeauftragter Schoeneich (M.) mit Bewohnern, Betreuerin de Matos Weyer am interaktiven Spieletisch: »Viel Potenzial an Innovationen«

geschlossen war, rumpelte das WLAN und damit ausgerechnet jene Technologie, die das Fraunhofer Institut für ein Heim und jede Form der Digitalisierung in der Pflege im Jahr 2026 für so existenziell hält »wie fließend Warm- und Kaltwasser«. Und dann war da noch der Roboter namens Pepper, den Heimleiter Jantsch als sichtbares Zeichen des Neubeginns in sein Büro gestellt hatte und der regelmäßig mit einem lauten »pfffff« in den Ruhezustand fuhr, weil nicht alle Programme aufgespielt waren.

In Wahrheit war Pepper kaum mehr als ein Display auf Rollen. Ein fotogenes Spielzeug, das die Bewohner gern tätschelten. Mehr nicht. Sogenannte soziale Roboter, gefüttert mit Sprachmodellen wie ChatGPT, denen die Bewohner anderer Heime ihre Lebensgeschichte erzählen, um nicht einsam zu sein – die wollten sie hier nicht. Weil es zu aufwendig gewesen wäre, ihren Einsatz mit den deutschen Datenschutzgesetzen abzugleichen. Und weil die Beschäftigten es für eine sinnlose Spielerei hielten, solche Roboter von einem Zimmer in das nächste zu schieben. Mit anderen Maschinen freunden sie sich leichter an.

An diesem Vormittag empfängt die Besucher der Wohngruppe Allach im zweiten Stock ein verdächtiger Geruch, der an gefüllte Windeln erinnert. Pflegedienstleiter René Lotholz blickt sich suchend um. Es handelt sich um einen Fall für den Bedufungsroboter. Das Gerät hat die Größe eines Vorwerk-Staubsaugers, ursprünglich war es gedacht für die Aromatherapie im Aufenthaltsraum. Im Notfall, und offensichtlich

handelt es sich um einen solchen, kann es sehr strenge Gerüche absorbieren – und frischere ausstoßen. Allerdings kann auch eine Duftnote, die den Namen »Ozean« trägt, auf Dauer etwas penetrant wirken.

Als der Roboter seine Wölkchen ausstößt, schiebt eine Bewohnerin ihren Rollator um die Ecke. »Gibt es schon wieder was Neues?«, fragt sie.

Über eine Zusatzfunktion kann der Roboter auch sprechen, jedenfalls verspricht der Hersteller das. Pflegedienstleiter Lotholz will das vorführen.

»Grüß Gott«, sagt er.

»Grüß Gott«, antwortet der Roboter.

»Wie wird das Wetter heute?«, fragt Lotholz.

»Ich kann Ihnen helfen, den Timer zu stellen«, sagt der Roboter.

Lotholz: »Wie wird das Wetter heute?«

Jetzt meldet der Roboter 31 Grad, im Dezember. Nicht jedes Produkt ist ausgereift.

Als die neuen Technologien und Maschinen ins Haus kamen, trugen René Lotholz und seine Kollegen Brustgurte, um ihren Puls zu messen. Von Wissenschaftlern wurden sie interviewt: Wovor habt ihr Angst? Was macht euch Stress? Und wie geht es euch jetzt? Die »anfängliche Technologieängstlichkeit« sei schnell verfliegen, das hätten die

**»Das hier ist kein Bingo.
Das hier ist ein Novum.«**

Bewohnerin Pratschko, Haus Curanum

Befragungen ergeben, sagt Thomas Wittenberg, Forschungsmanager und Chief Scientist des Fraunhofer IIS.

Offenbar liegt das auch daran, dass das Personal selbst entscheiden konnte, welche Techniken ins Haus kamen – und welche nicht. »Es ist wichtig, die Beschäftigten bei der Auswahl einzubeziehen«, sagt Wittenberg. Was er einräumt: dass die Anzahl der eingeführten Innovationen vielleicht etwas hoch gewesen sei »für die kurze Installations- und Evaluierungsphase«.

Einiges von dem, was die Wissenschaftler vorschlugen, haben die Pflegekräfte für ihren Alltag verworfen. Den intelligenten Toilettensitz, der den Puls misst und ein EKG schreibt? Eher was für Arztpraxen, auch wenn der Heimleiter selbst Probe saß – mit Unterhose, wie er versichert. Das intelligente Pflegebett, das Menschen umlagert? Taugt für Schwerstverletzte in einer Klinik, nicht aber für ein Seniorenheim. Die Spielestation im Eingangsbereich? Bereitet den Pflegekräften mehr Vergnügen als den Senioren.

Was bleiben wird: der interaktive Spieletisch, der an diesem Tag im zweiten Stock aufgebaut ist. Vier Senioren sitzen daran.

Frau Pratschko sagt, mit Bingo kenne sie sich aus. Das spiele man mit Kugeln, sagt sie, »das machen die auch in Amerika so«, normalerweise jedenfalls. Nur lebt Frau Pratschko, 88, in einem Heim, in dem wenig normal ist.

In Karlsfeld gibt es beim Bingo kein Papier mehr, keinen Stift, keine Kugeln. Frau Pratschko nutzt den Tisch, dessen Platte aus einem überdimensionierten Display besteht. Aufgerufen ist die 43, sie blinkt.

Auch früher wurde im Haus Curanum Bingo gespielt. Allerdings lasen die Pflegekräfte die Zahlen vor. Und was heißt schon vorlesen? Sie mussten schreien, wenn die Bewohner keine Hörgeräte trugen. Damals kreuzten die Senioren ihre Zahlen auf Papier an. Jetzt tippen sie mit dem Finger auf ein Riesendisplay.

»Das hier ist kein Bingo«, analysiert Frau Pratschko. »Das hier ist ein Novum.«

Auf der Tischplatte kann man Bingo spielen, »Mensch ärgere Dich nicht« oder Schach. Man kann sie kippen wie einen Fernseher, um die Kinder in Übersee anzurufen, die in Lebensgröße auf dem Bildschirm erscheinen. Man kann umschalten auf Spiele für jene Bewohner, die vergessen haben, wie ihre Kinder heißen. Die aber lächeln, wenn sie eine Schneeoptik vom Display wischen und darunter ein Eisbär zum Vorschein kommt. »Damit erreichen wir die, die sonst nur schwer zu erreichen wären«, sagt Betreuerin Eliana de Matos Weyer.

Als der Deutsche Ethikrat sich vor einiger Zeit mit Robotik und Innovationen in der Pflege beschäftigte, formulierte er nüchtern: »Technische Systeme dürfen das Interaktionsgeschehen in der Pflege nicht ersetzen; sie sollen es ergänzen.« Er kam damit erstaunlich nah an den Alltag im Haus Karlsfeld heran.

Jene Innovationen, die den Beschäftigten und Bewohnern am meisten bringen, sind diejenigen, die unaufgeregter daherkommen. Ganz ohne Spektakel und Robotik.

Zum Beispiel bei der sogenannten Pflegedokumentation, jenem bürokratischen Akt, der verlässlich den Puls aller Fachkräfte in der Branche hochtreibt. Dass die Fachkräfte jetzt nicht mehr mit einem Klemmbrett am Pflegebett stehen müssen, um zu notieren, wie viele Milliliter Saft oder Kaffee die Senioren getrunken und welche Pillen ihnen wann verabreicht wurden, gilt als der größte Fortschritt des Projekts. Im Haus Curanum schreibt nun die KI mit Sprachsteuerung, die Pflegekräfte sprechen dazu in ein Handy. »Die App versteht auch bayerisch und sächsisch«, frotzelt Heimleiter Jantsch.

In fremdere Sprachen übersetzen soll sie ausdrücklich nicht, obwohl im Haus Beschäftigte aus mehr als 20 Nationen arbeiten. Wäre es nicht praktisch, wenn Angestellte, die aus Nigeria, Jugoslawien oder Polen kommen, für die Dokumentation einfach in ihrer Muttersprache in das Handy diktieren?

»Auf keinen Fall«, sagt Pflegedienstleiter Lotholz. »Das gebietet der Respekt vor den Bewohnern. Sie sollen verstehen können, was über sie gesagt und was dokumentiert wird.«

Seine Arbeit ist mit KI einfacher geworden. Den Dienstplan für einen Wohnbereich zu erstellen, dauerte früher bis zu vier Stunden, heute nur noch eine halbe. Die KI ist an dieser Stelle effizienter als der Mensch. Nur die Liste für die Fußpflege steckt noch

ausgedruckt in einem grünen Schnellhefter im Dienstzimmer.

Bis 2028, so steht es in einem Strategiepapier des Bundesgesundheitsministeriums, sollen mehr als 70 Prozent aller Pflegeeinrichtungen eine »KI-gestützte Dokumentation« nutzen. Jantsch hätte nichts dagegen. »Zeit schaffen für das Wichtigste«, nennt er das.

Kann das Heim nun beim Personal sparen? Nein, sagt er. Eher sei es andersherum. Nur weil er so viel Digitalisierung und KI einsetze, bekomme er noch genug Leute. »Die jungen Leute erwarten das.«

Für die Heime gelten seit diesem Jahr neue Vorgaben, wie viele Fach- und Hilfskräfte erforderlich sind, um die Senioren angemessen zu betreuen, auch das wird in Karlsfeld getestet. Im Februar hat Jantschs Heim neu mit den Pflegekassen verhandelt, wie viel Personal es einsetzen muss. 2023 waren es um die 60 Vollzeitstellen. Inzwischen sind es 73. Und das Erstaunliche ist: Sie sind alle besetzt.

Am Lohn kann es nicht liegen. Das Heim zahlt nicht mehr als andere, sondern Tariflohn. In Karlsfeld erhält eine Fachkraft mit langjähriger Erfahrung in Tarifgruppe 5 seit Januar ein Monatsbrutto von 4375 Euro, in Tarifgruppe 6 sind es 4644 Euro, dazu kommen ein spezieller Zuschlag für den Ballungsraum München und Schichtzuschläge. Das Haus in Karlsfeld liegt damit im Schnitt. Aber es wirbt damit, beim Einsatz moderner Technik weit vorn zu sein.

Zwei Jahre nachdem der Putzroboter zum ersten Mal durch die Flure gerollt ist, gibt es keine Verlustängste mehr. In diesem Frühjahr hat niemand Sorge, von der Technik ersetzt zu werden. Manche Mitarbeiter sind einzig deshalb noch da, weil es KI und Digitalisierung gibt. Zum Beispiel Stephan Schoeneich.

Duftroboter in Haus Curanum:

»Potenzial, das noch nicht ausgeschöpft ist«



Der Mann, der als Schüler im Computerclub programmierte und heute als Qualitätsmanager arbeitet, ist gelernte Pflegefachkraft. Während der Coronapandemie hatte er mit sich gerungen, ob es besser wäre, die Branche zu verlassen. Er ertrug den Stress nicht mehr, das ständige An- und Ausziehen der Schutzanzüge, die Toten.

Um ihn zu halten, machte ihn sein Chef zum Technikbeauftragten. Schoeneich hat jetzt immer noch viel zu tun – aber anders. Sein Job weist nach vorn, in der Pflege sieht er wieder eine Zukunft. »Wir wollen die Menschen nicht der Technik überlassen«, sagt er. »Aber es geht um Erleichterung in der Pflege.«

Fraunhofer-Forscher Wittenberg sagt, es gebe »viel Potenzial an Innovationen, das noch nicht ausgeschöpft ist«. Akzeptanz für neue Technologien sieht er überall da, wo sie Pflegekräfte entlasten, »aber (noch) nicht direkt mit Bewohnern agieren«. Er denkt schon weiter. An Indoor-Drohnen, mit denen sich Material im Pflegeheim oder Klinken transportieren ließe. Oder an intelligente Brillen für Pflegekräfte, die zeigen könnten, ob sich ein Mensch wund zu liegen droht.

Und warum nur an Heime denken? Mehr als 80 Prozent der Pflegebedürftigen werden zu Hause umsorgt, oft von ihren Angehörigen. »Gerade hier wären kluge Technologien gut eingesetzt«, sagt Wittenberg. Intelligente Betten beispielsweise, die beim Aufstehen helfen. Oder die Windel, die automatisch ihren Füllstand misst und diesen drahtlos auf ein Handy kommuniziert.

Allerdings gibt es Ideen, von denen Heimleiter Jantsch sich wünscht, dass sie niemals Realität werden. Als er an diesem Morgen zur Arbeit fuhr, da berichtete ein Radiosender über intelligente Duschzellen: reinlegen, abrausen lassen, fertig.

Jantsch will sich das nicht vorstellen, schon gar nicht für sein Heim, hier liegt für ihn eine Grenze. »Diese zehn Minuten am Morgen, wenn eine Pflegekraft kommt, um dich zu waschen, sich ganz auf dich zu konzentrieren und mit dir zu reden, zu fragen, wie man geschlafen hat, die sollte man nicht abgeben.« Am Bett müsse immer ein Mensch stehen. »Das sind für viele bettlägerige Bewohner die Highlights des Tages: Jemand sieht mich.«

Am Ende des Spielenachmittags sind die Senioren beim Karaoke angekommen. Der Bildschirm steht senkrecht, über das Display laufen die Liedzeilen der »Capri-Fischer«.

Als Herr Ruckstuhl und Frau Pratschko »Bella, bella, bella Marie« singen, sortiert eine Beschäftigte am Ende des Gangs Inkontinenzvorlagen in den Lagerraum. Ganz analog, ohne Chip.

Die intelligente Windel, die meldet, wenn sie gewechselt werden muss, die wollten sie in Karlsfeld nicht.

Cornelia Schmergal

»Wenn es schon zwischen Merz und Klingbeil hakt, wie sollen dann SPD-Linke und CDU-Wirtschaftsliberale zu einer gemeinsamen Linie finden?«

Seite 26

Titel

Man könnte fragen, warum sich der SPIEGEL den Luxus gönnt, über Luxus zu schreiben – in diesen aufgewühlten Zeiten. Gibt es nicht andere Themen? Doch der Luxusmarkt ist nicht nur eine Milliardenindustrie, die Zeitgeist, Stil und Geschmack formt. Luxus hat auch eine politische Dimension. So hat der reichste Mann Europas, der scheue Bernard Arnault, Chef des Luxuskonzerns LVMH, Drähte ins Weiße Haus und in den französischen Präsidentenpalast. Frankreichkorrespondent Leo Klimm besuchte eine Manufaktur von Louis Vuitton, wo der strenge Geist Arnaults weht. Wirtschaftsredakteur Thilo Neumann unterhielt sich mit dem Autosammler Friedhelm Loh, der nicht nur einen Ferrari in der Garage hat. Und **Felix Dachsels** (l.) traf in London den Luxusinsider **Benjamin Clymer**, der die Anziehungskraft von Rolex erklärt. »Luxus ist ein verschwiegenes Geschäft«, sagt Dachsels, »aber sein Einfluss ist größer, als man ahnt.«

Seiten 8, 17, 18



Jeremie Souteyrat / DER SPIEGEL

Ukrainische Jugend



Aliona Kardash / DER SPIEGEL

Als Reporterin **Julia Kopatzki** (v.) hörte, dass 24 ukrainische Jugendliche für eine Auszeit vom Krieg nach Hamburg kommen, wollte sie wissen, wie der Besuch Deutschland erlebt. Für die Jugendlichen waren sie und die Fotografin Aliona Kardash einer der ersten Kontakte zu Deutschen – und an die hatten sie viele Fragen: Was ist der Unterschied zwischen U- und S-Bahn? Warum frühstückt ihr Brötchen? Dürfen Journalisten die Regierung kritisieren? Am ersten Mittag besichtigten die Jugendlichen eine Kirche mit 544 Stufen. Sie rannten vor, Kopatzki kam peinlich langsam nach. »Dräng die Pferde nicht«, sagten die Jugendlichen. Ein ukrainisches Sprichwort: immer mit der Ruhe. Sie seien auch so schnell, weil in den Hochhäusern die Aufzüge nicht gehen, wenn Russland die Stromversorgung angreift. »Die Reise wirkte wie die Vorführung einer Jugend, die sie nicht haben können«, sagt Kopatzki.

Seite 64

China

Wenn du nicht auf die Alten hörst, heißt es in einem chinesischen Sprichwort, wird es dir bald schlecht gehen. Chinakorrespondentin **Maria Stöhr** (l.) hat in den vergangenen Monaten viel zugehört: Zweimal besuchte sie die Stadt Rudong im Südosten des Landes – mehr als ein Drittel der Menschen sind dort älter als 60. Stöhr traf etwa **Zhang Cuilan**, die mit 78 noch ein Metzgerbüchlein betreibt. Rudong war einst die Modellstadt für die chinesische Einkindpolitik: Frauen wie Zhang wurde dort schon früher als andernorts verboten, mehr als ein Kind zu bekommen. Die Folge: geschlossene Schulen, Straßen voller alter Menschen. In Rudong lässt sich heute schon beobachten, was bald dem Rest von China blühen könnte: eine überalterte Gesellschaft. Frau Zhang hat Ideen, wie die Machthaber gegensteuern könnten, um die Geburtenrate wieder zu steigern: die Frauen mehr unterstützen, sagt Zhang. Auf ihnen laste so viel.

Seite 58



Nicolas Axelrod / DER SPIEGEL

KI und Pflege



Jana Islinger / DER SPIEGEL

Sich von einem Roboter die Socken anziehen lassen? Was für Senioren in einem japanischen Pflegeheim bereits ganz normal erscheint, gestaltet sich in Deutschland etwas komplizierter: nicht nur, weil das Glasfaserkabel schon mal vor der Heimitür endet. Was passiert, wenn sich ein Pflegeheim auf Roboter, digitale Innovationen und künstliche Intelligenz einlässt, hat das Haus Curanum im bayerischen Karlsfeld ausprobiert. Zwei Jahre lang testeten Pflegekräfte und Bewohner Innovationen, zum Beispiel Reisen mit Virtual-Reality-Brillen. Als das Projekt begann, war SPIEGEL-Redakteurin **Cornelia Schmergal** (r.) vor Ort. Jetzt, zum Ende der Probephase, war sie noch einmal in Karlsfeld zu Besuch, um herauszufinden, was sich bewährt hat. »Am Ende geht es nicht darum, menschliche Arbeitskraft zu ersetzen«, sagt Schmergal, »sondern um eine neue Dimension der Betreuung.«

Seite 70

Die nächste SPIEGEL-Ausgabe, Nr. 19/2026, wird wegen des Tages der Arbeit bereits ab Donnerstag, dem 30. April, verkauft und den Abonnentinnen und Abonnenten zugestellt. Der digitale SPIEGEL ist ab Mittwoch, dem 29. April, um 13 Uhr verfügbar.